

Ein Mann betet seit Jahren erfolglos zum lieben Gott: "Herr, bitte hilf mir doch endlich und lass mich im Lotto gewinnen!" Eines Tages ertönt die Stimme des Allmächtigen aus dem Himmel: "Mein Sohn, bitte hilf mir doch endlich und gib einen Lottoschein auf!"

Dieser Witz bringt das Problem mit dem Glück auf den Punkt: Ohne die Bereitschaft zur Eigeninitiative sieht es schlecht aus. Ein Quäntchen Zufall gehört aber auch dazu. Wer sich jedoch auf dieses allein verlässt, wird nur in den seltensten Fällen Erfolg haben. In diesem Sinne ist auch der Titel des vorliegenden Essays zu verstehen, der, wie ein Sprache gewordenes Vexierbild, je nach Blickrichtung beide Lesarten in sich vereint: die Aufforderung zum Handeln ("Zum Glück hin, los, strenge dich an!") und den Ausdruck des Erstaunens ob des zufälligen Eintretens eines positiven Ereignisses ("Zum Glück ist mir das passiert!").

Die beiden unverzichtbaren Faktoren zum Erreichen von Glück sind somit einmal festgemacht. Was aber ist nun das "Glück"? Gibt es überhaupt so etwas wie "das" Glück, ein für alle Menschen identisches Gut? Worin besteht es und durch welche Techniken bzw. Formen des eigenen Bemühens lässt es sich erlangen?

Anhand mehrerer Gegensatzpaare lässt sich der Glücksbegriff, jenseits der Unterscheidung von "Zufallsglück" und "Lebensglück", in seiner Vielfalt grob umreißen. Zunächst ist da einmal die Gegenüberstellung von "Haben" und "Sein". Geht es darum, äußere Besitztümer anzuhäufen, oder vielmehr um das Innere, um das Erreichen eines bestimmten seelischen Zustandes? Handelt es sich beim Glück um ein episodenhaftes, dem Erleben des Augenblicks geschuldetes Gefühl, oder dreht es sich dabei nicht vielmehr um einen dauerhaften Zustand, der sich zumindest auf längere Lebensphasen (etwa die "glückliche Kindheit"), idealiter aufs gesamte Leben erstreckt? Geht es denn überhaupt um ein subjektives Gefühl (das gar nicht durch allgemein gültige, von außen an den Einzelnen heran getragene Ratschläge anzuleiten ist) oder um einen objektiv beschreibbaren Zustand, der durch anthropologische Erkenntnisse und die daraus resultierenden Handlungsregeln erzielt werden kann? Mit dem Einstieg der Religion in die Debatte kommt zudem der Unterschied zwischen endlichem, irdischen und unendlichem, ewigen Glück in der Gemeinschaft mit Gott ins Spiel.

In der griechischen Antike wurde dem Begriff der "Eutychie", des reinen "Zufallsglücks", jener der "Eudämonie" (gerne mit "Glückseligkeit" übersetzt) entgegen gesetzt. Auch wenn Eudämonie die Eigenverantwortung betont, ist die genaue Ausgestaltung damit noch nicht festgelegt. Die vorphilosophische Sicht auf die Eudämonie orientiert sich meist an äußeren Gütern und körperlichen Vorzügen. Verwirklicht wird Glückseligkeit gemäß

diesem Verständnis etwa durch Erlangung von Ruhm, Macht, Reichtum, Familie, Gesundheit usw. Mit dem Beginn der systematischen Reflexion verlagert sich diese Orientierung jedoch ins Innere des Menschen. Glückseligkeit in Gestalt von seelischer Ausgeglichenheit und Zufriedenheit scheint nun erreichbar (oder verlierbar) nicht mehr direkt durch den Besitz (oder Verlust) äußerer Objekte, sondern vielmehr durch die innere Einstellung diesen Gütern, aber auch den eigenen Gefühlen und Haltungen gegenüber, sowie durch die daraus resultierende, dem Menschen angemessene Form des Lebensvollzugs. Zwar sind für Platon und Aristoteles äußere Güter nicht gänzlich unbedeutend, primär ist es aber das tugendhafte Leben, welches um seiner selbst willen gelebt werden sollte, wenn auch die dadurch zu erwartende Glückseligkeit einen motivierenden Charakter aufweist, wie Aristoteles dies in seiner "Nikomachischen Ethik" festhält.

Während die Kyniker, eine Philosophenschule in der Nachfolge des Sokrates, dem asketischen Ideal huldigten und Eudämonie durch Enthaltensamkeit zu erlangen versuchten, beschritt die zweite sokratische Schule den gegenteiligen Weg: Die Kyrenaiker waren ausgewiesene Hedonisten, im Zentrum ihres Glücksverständnisses stand die "Lust", genauer gesagt: der jeweils einzelne, augenblickliche Lustmoment, nicht eine dauerhaft glückliche Lebensführung, die sich erst im Rückblick als solche erweisen könnte. "Ataraxie", also "Gemütsruhe", will Epikur erreichen, Lust und Unlust sind für ihn maßgebliche Orientierungspunkte im menschlichen Leben. Epikur betreibt Aufklärung im besten Sinne des Wortes: über das Wesen der Götter und der Welt, über Leben, Leiden und Tod und nimmt somit all diesen Kategorien ihre Bedrohlichkeit. Für die Denker der Stoa ist der Grund für sinnloses Verzweifeln am Leben ebenfalls die falsche Einstellung den Dingen gegenüber. Durch gedankliche Trennung jener Entitäten und Vorgänge, über die wir verfügen von jenen, die unserem Zugriff entzogen sind und die gelassene Akzeptanz der Unbeherrschbarkeit letzterer, lässt sich "Apathie", "Leidenschaftslosigkeit" erreichen. Das Leben aus Sicht der Stoiker muss der Vernunft untergeordnet werden, die Teil der alles umfassenden kosmischen Vernunft, des "logos" ist.

Die antiken Autoren glaubten, kosmologische und anthropologische Tiefenstrukturen erfassen und daraus die Vorgaben für die richtige, soll heißen: gelungene Lebensführung des Menschen ableiten zu können. Während das "für mich Gute" durch diese Objektivierung der Lebenskunst auch das "für die Gemeinschaft Gute" implizierte, fallen Eudämonie und Ethik in der Neuzeit zunehmend auseinander. War laut theologisch-philosophischer Sicht im Mittelalter das "perfekte Glück" ("beatitudo perfecta", Thomas von Aquin) auf dieser Welt letztlich nicht erreichbar, sondern der ewigen Seligkeit in Gott vorbehalten, so erfindet die anbrechende Neuzeit das Individuum von neuem und überantwortet die Möglichkeit zum Glück der persönlichen Anstrengung des Einzelnen. Diese Renaissance des Subjekts wirkt stimulierend auf eine entsprechende Literatur der

Lebenskunst. Philosophische Ratgeber, verfasst von Autoren, die später als "Moralisten" bezeichnet werden, schießen wie Pilze aus dem Boden und stellen den physischen Menschen im Diesseits mit all seinen Bedürfnissen, Nöten und nicht zuletzt auch sozialen, ökonomischen, politischen und kulturellen Verflechtungen in den Mittelpunkt.

Spätestens mit Immanuel Kant brechen, so scheint es, Moral und Glück endgültig auseinander und stehen ab sofort in keinem unmittelbaren Kausalzusammenhang mehr, wie dies in der Antike noch möglich schien. Auf die Frage "Wie soll ich leben?" kommt bei Kant keine die Eudämonie anvisierende Antwort. Ganz im Gegenteil: Das gute, sprich: moralische Leben ist eine Frage des durch die reine Vernunft angeleiteten Sollens. Gefühle, auch die erhoffte Glückseligkeit, können und dürfen das Handeln nicht bestimmen, weil sie die Reinheit der Moral beeinträchtigen könnten. Kant verstößt die Glückseligkeit aber nicht aus seiner Philosophie. Denn nur jene Maximen, die der Prüfung durch den kategorischen Imperativ nicht standhalten, dürfen nicht weiter verfolgt werden. Das Glücksstreben des Menschen als endliches Sinnenwesen ist also nicht prinzipiell verwerflich, als gleichzeitiger Träger und Repräsentant des Intelligiblen ist er aber dazu aufgefordert, sein Handeln auf Freiheit hin anzulegen: durch Orientierung an der reinen (praktischen) Vernunft. Während es Aufgabe des Menschen sei, die eigene (moralische) Perfektionierung voranzutreiben, obliegt es gleichzeitig seiner Verantwortung, für die Glückseligkeit der Anderen Sorge zu tragen. Endgültig kann Glückseligkeit im Diesseits zwar nicht erreicht werden. Dafür etabliert Kant jedoch die Denkmöglichkeit von Freiheit, unsterblicher Seele und Gott, seine drei "Postulate der reinen praktischen Vernunft". Durch sie soll es dem Menschen möglich sein, sich über den Tod hinaus dem höchsten Gut in einem unendlichen Prozess gleichsam asymptotisch anzunähern: der Übereinstimmung von Glückswürdigkeit durch moralisch einwandfreies Leben und der dadurch zu erwartenden Glückseligkeit, für die zuletzt Gott sorgen soll. Ob Kant, der in seiner "Kritik der praktischen Vernunft" für den Tugendhaften schon zu Lebzeiten eine Art Belohnung erkennt, nämlich das Gefühl der "Selbstzufriedenheit", welches das Bewusstsein der Tugend notwendig begleitet, mit dieser Überlegung nicht doch wieder zum aristotelischen Eudämonie-Begriff zurückkehrt und die Möglichkeit der antiken Synthese von "Moral" und "Glück" bestätigt?

\*